

Ruth Hogan

**DAS
HAUS DER
GLÜCKLICHEN
TRÄUME**



GOLDMANN

Buch

Fünfundzwanzig Jahre lang drehte sich Venetia Hargreaves' Welt um ihren Ehemann und ihre Familie. Nun, als vierundsiebzigjährige Witwe, beschließt sie, ihr Leben neu anzupacken. Bald beherbergt Venetia eine bunte Ansammlung höchst unterschiedlicher Mitbewohner: ihren abenteuerlustigen Enkel Kite, ihre verrückte Schwägerin Swan, die schüchterne Liberty Bell und einen Schäferhund namens Colin Firth. Der Alltag der fünf nimmt eine dramatische Wendung, als Venetia erwägt, einen einst glanzvollen Ballsaal im Herzen der Stadt zu kaufen: den inzwischen heruntergekommenen Phoenix Ballroom. Eine folgenschwere Entscheidung, denn damit kehrt auch die Vergangenheit in ihr Leben zurück. Und so werden alte Geheimnisse gelüftet, verpasste Gelegenheiten genutzt und das Leben in all seinen Facetten gefeiert. Denn wer sagt, dass man seine Träume nicht in jedem Alter leben kann?

Autorin

Die Sunday-Times-Bestsellerautorin Ruth Hogan wuchs im englischen Bedford in einem Haus voller Bücher auf. Sie studierte Englische Literaturwissenschaft und Theaterwissenschaften und arbeitete nach ihrem Abschluss in der Kommunalverwaltung. Ein Autounfall führte dazu, dass sie ihre Vollzeitstelle aufgab und mit dem Schreiben begann. 2012 erkrankte sie an Krebs. Während der Chemotherapie verfasste sie in schlaflosen Nächten ihren Debütroman »Mr Peardews Sammlung verlorener Dinge«, der sich über eine Million Mal verkaufte, in fast vierzig Sprachen übersetzt wurde und dem mittlerweile zahlreiche weitere internationale Bestseller folgten.

Ruth Hogan

**DAS
HAUS DER
GLÜCKLICHEN
TRÄUME**

Roman

*Aus dem Englischen
von Thomas Mohr*

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
»The Phoenix Ballroom«
by Corvus,
an imprint of Atlantic Books Ltd.
Ormond House
26–27 Boswell Street
London

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung August 2026
© 2024 by Ruth Hogan
© der deutschsprachigen Ausgabe 2026
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur GmbH, München
Umschlagmotiv: FinePic®, München
Redaktion: Regina Carstensen
AB · Herstellung: ik
Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-49720-1

www.goldmann-verlag.de

Für Ancients of Moo Moo

*Selig sind die Gebrochenen,
denn sie werden einlassen das Licht.*

Groucho Marx (zugeschrieben)

ES WAR EINMAL ...

Der Ballsaal lag im Dornröschenschlaf und wartete darauf, wach geküsst zu werden. Nach Jahren der Verwahrlosung war der Fußboden mit einer samtigen Staubschicht überzogen, unberührt bis auf die federleichten Fußspuren der im Haus wohnenden Mäuse. Die einst leuchtenden Sterne an der indigoblauen Decke waren zu einem geisterhaften Gestirn verblasst, die Art-déco-Kronleuchter mit Staub und Spinnweben bedeckt. An einer Wand hing eine Reihe großer Spiegel, aber das Glas war fleckig: ein metallisches Leopardenmuster, das nur ein verstreutes Mosaik bruchstückhafter Reflexionen zurückwarf. Ein gutes Dutzend Stühle stand einsam und mottenzerfressen an den Saalwänden verteilt, wie Mauerblümchen, die darauf warteten, zum Tanz aufgefordert zu werden, doch das Klavier in der Ecke war stumm, die Tastatur klebrig und feucht. Tote Fliegen spickten die Bänke der Fenster, vor denen ausgebleichte, von Mottenlöchern durchsiebte Vorhänge hingen. Aber als draußen die Sonne hinter den Dächern und Giebeln der Stadt versank, erfasste ihr feuriger Schein die Kristalle eines Kronleuchters und warf einen Regenbogen über den Fußboden des Ballsaals.

Oben auf dem Dach sah Crow zu, wie Bänder aus goldenem und violetterem Licht vom Schwarz verschluckt wurden und der Mond die Sonne ablöste.

1. KAPITEL

Venetia Hamilton Hargreaves fragte sich, ob Sandwiches und Sausage Rolls nicht vielleicht doch eine bessere Wahl gewesen wären als Kanapees, während sie vor der St. Paul's Church auf den Leichnam ihres Mannes wartete. Es war kurz vor Mittag, und die Leute hätten vermutlich lieber etwas Gehaltvolleres zu sich genommen als ein Scheibchen Räucherlachs auf einem mit Frischkäse bestrichenen Cracker. Tja, Pech gehabt. Das ließ sich jetzt nicht mehr ändern. Die Luft war schwer und schwül, und über dem schimmernden schwarzen Lack des Leichenwagens flimmerte ein Hitzeschleier. Es war Gewitter angesagt. Der Sarg war mit einem kunstvollen Gebinde aus Lilien und Efeu bekrönt, und die Blüten bebten und zitterten bei jedem Schritt der Sargträger, denen Venetia durch den Mittelgang der Kirche folgte; derselbe Gang, den sie als Braut entlanggeschritten war, mit einem Gesteck aus Freesien und Maiglöckchen, am Arm ihres stattlichen Bräutigams, vor nunmehr fast fünfzig Jahren. Eine traurige, aber irgendwie befriedigende Symmetrie. Diesmal hatte sie ihren Sohn an ihrer Seite. Und ihr Sohn Heron war es auch gewesen, der auf den Canapés bestanden, den Champagner ausgewählt und das Hotel gebucht hatte, wo beides nach dem Trauergottesdienst serviert werden sollte. Venetias Vorschläge hatte Heron achtlos beiseitegeschoben und ihr

versichert, sie könne ihm »getrost vertrauen«. Er hatte sogar ihr Outfit ausgesucht, und sie hatte ihn gewähren lassen. Vorerst. Er setzte sich neben sie in die erste Reihe, während der Sarg vor dem Altar auf Böcke gestellt wurde. Er hatte einen hochroten Kopf, weil er krampfhaft die Contenance zu wahren versuchte, und in seiner Faust steckte ein säuberlich gefaltetes Taschentuch für den Fall, dass ihm das nicht gelang. Heron – Reiher – war ein geradezu grotesk unpassender Name für jemanden, dem es an Statur und Format mangelte, aber sein Großvater war ein begeisterter Hobbyornithologe gewesen. Er hatte seine Kinder Hawk – Falke, Osprey – Fischadler, Nightingale – Nachtigall und Swan – Schwan genannt, und seine Söhne hatten diese zweifelhafte Tradition bei ihrem eigenen Nachwuchs fortgeführt. Mit seinen glühenden Wangen und seinem kugelrunden Bauch glich der arme Heron eher einem aufgeplusterten Rotkehlchen. Venetia legte ihm die Hand auf den Arm und drückte ihn sanft. Als sie spürte, wie er sich bei ihrer Berührung versteifte, zog sie die Hand wieder zurück. Während ihr Sohn sich sichtlich unwohl fühlte, bestritt Venetia ihr öffentliches Debüt als Witwe mit erstaunlicher Zuversicht. Natürlich würde ihr Mann ihr fehlen, keine Frage, aber eher wie eine bequeme Strickjacke, die in der Waschmaschine eingelaufen und zu eng geworden ist.

Die Kirche war fast voll. Hawk Hamilton Hargreaves war ein beliebter und hoch angesehener Mann gewesen und hätte sich über den beeindruckenden Publikumszuspruch zu seiner Abschiedsvorstellung gewiss gefreut. Er hatte das Liedblatt selbst zusammengestellt, und dafür war ihm Venetia

dankbar. Nicht nur hatte er ihr die Mühe erspart, sondern er bekam genau das, was er sich wünschte. Nachdem er die Gemeinde mit der gebührenden Feierlichkeit begrüßt hatte, kündigte der Pfarrer das erste Lied an, und als die Leute sich erhoben, um »Jerusalem« anzustimmen, sprang der kleine Junge neben Venetia auf und schwang beidhändig und mit großer Geste sein Gesangbuch. Kite war Venetias zehnjähriger Enkel, und dies war seine erste Beerdigung. Er war ganz in seinem Element und sang voller Inbrunst und Begeisterung; seine dunklen Locken wippten, während er im Takt der Musik heftig nickte. Ein jähes Donnergrollen begleitete die Orgel mit mächtigen Paukenschlägen, und Kites Augen weiteten sich vor Freude. Seine Mutter Monica machte das Ensemble in der ersten Kirchenbank komplett; sie war eine wiedergeborene Atheistin und hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass sie nur hier war, um den Schein zu wahren. Als die Gemeinde »Bringt mir meinen Speer, o ihr Wolken, teilet euch« sang, wurde ihr Flehen sogleich erhört, und es fuhr ein Blitz vom Firmament, der sich hinter dem größten Buntglasfenster gabelte und sämtliche Farben des Regenbogens auf den Altar herniederregnen ließ.

Der Rest des Gottesdienstes verlief im Wettstreit mit dem Gewitter, was ihm zumindest zeitweise nicht unbedingt zum Nachteil gereichte. Herons Eloge auf seinen Vater – rührend und aufrichtig in den Gefühlen, aber im Vortrag ein klein wenig monoton – wurde durch das himmlische Krachen und Donnern deutlich aufgewertet. Swan, die Schwester des Verstorbenen, trug, im samtenen Opernmantel und einem schwarzen, an einem juwelenbesetzten

Haarreif befestigten Netzschleier, das Gedicht von Henry Scott Holland vor, in dem es heißt, der Tod sei nichts und der Tote nur rasch ins Nebenzimmer entschwunden. Da sie vergessen hatte, die Batterien in ihren Hörgeräten zu erneuern, sprach Swan in einer Lautstärke, die nicht nur den Donner problemlos übertönte, sondern vermutlich noch an der nächsten Ecke zu hören war. Kite bemühte sich tapfer, sein Kichern zu unterdrücken, bis Monica ihn mit einem finsternen Blick zum Schweigen brachte. Venetia zwinkerte ihm tröstend zu. Gebete wurden gesprochen, »Bleib bei mir, Herr!« wurde gesungen, aber erst als das letzte Musikstück begann, trübten Tränen Venetias Blick. Für seinen Abschied hatte Hawk sich Edward Elgars »Nimrod« ausgesucht. Was auch sonst? Gediegen, geschmackvoll, britisch. Und fürchterlich konventionell. Genau wie er selbst. Ein grundsolider, freundlicher, anständiger, leicht aufgeblasener Mann, der seine Konventionalität mit dem Leben verteidigt hatte. Im wahrsten Sinne des Wortes. Und Venetia fragte sich nicht selten, wie es wohl gekommen wäre, hätte er das nicht getan. Dafür war er ihr der beste Ehemann gewesen, der er ihr überhaupt sein konnte, und dafür würde sie ihm ewig dankbar sein.

Bevor sie die Kirche verließ, trat Venetia vor den Sarg und strich mit den Fingerspitzen über das polierte Eichenholz.

»Leb wohl, Hawk«, flüsterte sie. »*Time to face the music.*«
And dance, setzte sie im Stillen hinzu.

Hinter ihr trat Kite unruhig von einem Bein aufs andere.
»Darf ich mal anfassen?«, fragte er.

»Na klar«, erwiderte Venetia.

Mit einem dumpfen Krachen ließ Kite die Fäuste auf den Sargdeckel niedersausen.

»*Bon voyage*, Grandpa! Und vergiss nicht, du hast mir versprochen, dass ich dein Schachspiel kriege!«

Das Gewitter hatte sich verzogen, und die Luft war rein und frisch. Auf den nassen Gehsteigen glitzerte die Sonne. Es war nur ein Katzensprung bis zum Hotel, und obwohl Heron lieber mit der Limousine gefahren wäre, bestand Venetia darauf, zu Fuß zu gehen.

»Wir hatten doch abgemacht, dass wir den Wagen nehmen würden«, schimpfte er, sichtlich verärgert, weil sie es wagte, von seinem akribisch geplanten Tagesprogramm abzuweichen. Aber Venetia blieb stur. Sie nahm Kite an die Hand, überquerte die viel befahrene Hauptstraße und machte sich in ihren eleganten, flachen schwarzen Pumps, die sie abgrundtief hasste, in Richtung Altstadt auf. Binnen Minuten hatten sie das Hotel erreicht und wurden von einer Angestellten in Empfang genommen, die ihnen ihr Beileid aussprach und sie in einen Veranstaltungsraum mit Blick auf den Fluss eskortierte, wo der Leichenschmaus stattfinden sollte. Ein Kellner bot Venetia ein Glas Champagner an. Sie griff dankend zu und genehmigte sich einen kräftigen Schluck. Heron runzelte die Stirn.

»Übertreib's nicht, Mutter«, mahnte er. »Wir haben jede Menge Gäste zu begrüßen« – und bevor Venetia ihm eine Antwort geben konnte, waren die ersten auch schon da. Die nächste halbe Stunde hatten sie alle Hände voll damit zu tun, den Gästen für ihr Kommen zu danken und

Beileidsbekundungen entgegenzunehmen, während der Kellner Venetia zwischendurch diskret nachschenkte. Wieder fühlte sie sich unwillkürlich an ihre Hochzeit erinnert – der stete Strom von Gästen und der belanglose Small Talk mit Verwandten, Freunden, Bekannten und, zumindest für Venetia, völlig Fremden. Die letzten Trauergäste, die den Raum betraten, waren zwei Männer, die sie noch nie gesehen hatte. Heron dankte ihnen für ihr Kommen und entschuldigte sich eilig, entweder weil ihn die Anstandsregeln, an die er sich sonst so sklavisch hielt, mürbe und müde gemacht hatten, oder weil er dringend etwas zu trinken brauchte. Doch die beiden weckten Venetias Neugier. Sie sahen weder wie ehemalige Anwaltskollegen ihres verstorbenen Mannes aus, noch ähnelten sie seinen sonstigen Freunden, die allesamt Breitcord trugen, Rugby- und Cricket-Dauerkarten hatten und Ferienhäuser in Schottland oder Norfolk besaßen. Der eine, ein Mann etwa in ihrem Alter, mit grauem Haar und hellgrünen Augen, nahm ihre Hand, doch statt sie zu schütteln, hielt er sie einfach fest.

»Sie müssen Venetia sein«, sagte er. »Wir sind alte Freunde von Hawk. Wir haben uns vor einigen Jahren aus den Augen verloren, aber wir haben oft an ihn gedacht. Es tut mir furchtbar leid.«

Er hatte seine ebenso knappe wie aufrichtige Beileidsbekundung leise, aber mit Wärme und Zutrauen vorgetragen, und Venetia war gerührt. Bevor sie etwas erwidern konnte, trat Kite mit gequälter Miene vor sie hin und hielt ihr ein Canapé unter die Nase. Die beiden Männer nutzten die

Gelegenheit und nahmen sich jeder ein Glas Champagner vom Tablett eines Kellners.

»Nisha, was *ist* das?«, flüsterte Kite laut und schnupperte mit übertriebenem Argwohn an dem Canapé. »Warum gibt es nichts Richtiges zu essen?«

»Nisha« war sein erster Versuch gewesen, *Venetia* auszusprechen, und aus irgendeinem Grund war ihr der Name erhalten geblieben.

»Das ist Räucherlachs mit Frischkäse.«

Kite zeigte sich unbeeindruckt. »Das ist voll ekelig. Gibt's denn keine Sandwiches? Ich bin am Verhungern.« Er flüsterte noch immer, da sein Vater ihn ermahnt hatte, sich ordentlich zu benehmen, doch auf seine Großmutter war stets Verlass.

Venetia lächelte. »Ich will sehen, ob wir eine Tüte Chips für dich aufreiben können.«

Sie sprach mit einem der Kellner, und kurz darauf mampfte Kite seinen Lieblingsnack mit Salz und Essig.

»Jetzt, wo ich dir Chips besorgt habe«, sagte sie zu ihm, »könntest du mir einen Gefallen tun.«

Sofort hielt er ihr die Chipstüte hin. Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, ich möchte, dass du mit mir kommst und mit deinen Großtanten plauderst. Ich brauche einen Flügelmann.«

»Was ist ein Flügelmann?«

»Jemand, der einem aus der Patsche hilft. Jemand, dem man vertrauen kann.«

Kite grinste. »Da bist du bei mir an der richtigen Adresse.

Ich bin dein Flügelmann. Mum sagt, Nightingale und Swan sind verrückt wie ein Hase im März.«

Venetia blickte zum Fenster hinüber, wo die Schwestern ihres Mannes saßen, die anderen Gäste begutachteten und so viel Champagner in sich hineinschütteten, wie es nur ging.

»Das mag sein, trotzdem gehören sie zur Familie.«

»Ich mag sie«, erwiderte Kite. »Ich mag auch Hasen. Aber nicht zum Essen.«

Nightingale sah die beiden kommen und winkte sie zu sich.

»Wie geht's dir, meine Liebe?«, erkundigte sie sich bei Venetia.

Venetia zuckte die Achseln in der Hoffnung, dass dies als Antwort genüge auf diese unmögliche Frage, die ihr ständig gestellt wurde. Sie hatte keine Ahnung, wie es ihr ging. Ihr Mann war gestorben, und sie hatte ihn gerade beerdigt. Wie sollte es ihr da schon gehen?

»Und wie geht es meinem Großneffen? Lass dich mal richtig ansehen.«

Kite trat tapfer einen Schritt vor und wartete auf das Unvermeidliche. »Du bist aber groß geworden.«

»Du bist aber groß geworden. Du siehst genauso aus, wie dein Vater in deinem Alter aussah.«

Kite schien diesen Vergleich nicht besonders schmeichelhaft zu finden, doch dann besann er sich seiner Rolle als Flügelmann und bot Nightingale einen Chip an. Sie lehnte ab. Er war sichtlich erleichtert.

»Wie schön, euch zu sehen. Wie war die Reise?« Venetia

fragte sich, wie viele Plattitüden sie noch austauschen konnten, bevor Swan dazwischenfuhr.

»Furchtbar!«, brüllte Swan. Sie schlug den schwarzen Schleier zurück und legte ihn sich über den Kopf. Sie sah aus wie eine Halloween-Braut.

»Oje! War die Zugfahrt so schlimm?«

»Ach was, die Zugfahrt! Ich rede vom Sterben! Es ist einfach furchtbar!«

»Großvater war ja auch schon *sehr* alt«, sagte Kite vorsichtig.

»*Ich* bin auch sehr alt!«, erwiderte Swan. »Aber ich will noch nicht den Löffel abgeben!«

Kite hielt ihr die Chipstüte hin, und sie nahm sich eine Handvoll.

»Keine Sorge, Liebes. Du bist Jahre jünger als Hawk.« Nightingale schnappte sich zwei weitere Gläser Champagner und reichte eines ihrer Schwestern. Swan nahm einen ordentlichen Schluck.

»Ich mache mir keine Sorgen! Ich bin stinkwütend! Wir sind die Nächsten.«

Wieder meldete sich Venetias Flügelmann zu Wort. »Statistisch gesehen leben Frauen länger als Männer«, verkündete Kite. »Es ist also sehr viel wahrscheinlicher, dass Großonkel Osprey als Nächstes stirbt.« Großonkel Osprey stand gesund und munter an der Bar und trank einen Whisky Soda. Inzwischen hatte sich Heron zu ihnen gesellt, angelockt von dem Geschrei, dem er unbedingt ein Ende setzen wollte.

»Alles in Ordnung?«

»Nein, verflucht, gar nichts ist in Ordnung!«, bellte Swan. »Wir werden alle sterben!«

»Aber Großonkel Osprey stirbt zuerst«, setzte Kite eilfertig hinzu.



An diesem Abend stand Venetia an ihrem Schlafzimmerfenster und beobachtete ein Schwanenpaar, das unter dem eleganten Bogen der Hängebrücke hindurchglitt. Ihr fiel ein, dass Schwäne sich fürs ganze Leben binden (mit Ausnahme ihrer Schwägerin Swan, die nie auch nur die geringste Neigung verspürt hatte, eine feste Bindung einzugehen), und auch Venetia hatte geschworen: »Bis dass der Tod uns scheidet.« Sie hatte ihr Versprechen gehalten. Aber was nun? Es war ein langer Tag gewesen, und sie war zu Tode erschöpft. Sie schleuderte die Schuhe von den Füßen und setzte sich aufs Bett, wo sie Hawks Morgenmantel auf *seiner* Seite auf der Decke ausgebreitet hatte. Sie hatten jeder ein eigenes Zimmer, was hauptsächlich an ihren inkompatiblen Schlafgewohnheiten lag. Hawk hatte geschnarcht wie ein Sägewerk und war schon eingeschlafen, kaum dass sein müdes Haupt das Kissen berührte; Venetia hingegen lag meist bis nach Mitternacht wach und las oder sah sich alte Filme an. Trotzdem hatten sie gelegentlich das Bett geteilt, und das war tröstlich und freundschaftlich gewesen. Mal hatten sie einander vorgelesen, oder sie hatten zusammen ein Kreuzworträtsel gelöst. Mal hatten sie aber auch nur Händchen gehalten und geschwiegen, bis sie schließlich eingeschlafen waren.

Als sie sich in dem Ganzkörperspiegel neben ihrem Kleiderschrank erblickte, schüttelte sie ungläubig den Kopf. Wie hatte sie sich nur so gehen lassen und zu dieser alten Frau werden können? Mit vierundachtzig war Hawk zehn Jahre älter gewesen als sie. Er *war* alt gewesen, und vielleicht hatte das auf sie abgefärbt, wie Rost. Aber sie war noch nicht so weit. Sie wollte noch nicht alt sein. Mit Schrecken betrachtete sie sich im Spiegel. Ihr graues Haar war zu einem ordentlichen, aber wenig schmeichelhaften Bubikopf geschnitten, und das schwarze Crêpe-de-Chine-Kleid, das Heron für sie ausgesucht hatte, war kaum mehr als ein teurer Sack. Er hätte es lieber gesehen, wenn sie ein paar Tage bei ihm und seiner Familie geblieben wäre. »Es ist nicht gut, wenn du jetzt allein bist«, hatte er gesagt, doch sie hatte ihm versichert, das gehe schon in Ordnung. Schließlich hatte er eingelenkt, nicht ohne ihr zu drohen, er werde gleich morgen früh vorbeikommen und nach ihr sehen. Armer Heron. Er gab sich immer solche Mühe, alles *richtig* zu machen. Nur für wen? Er zerbrach sich viel zu oft den Kopf darüber, was andere dachten, statt ausnahmsweise einmal an sich selbst zu denken. Der heutige Tag hatte ihn auf eine harte Probe gestellt – Hawk war nicht nur sein Vater, nein, er war sein Held gewesen. »Es war perfekt«, hatte Venetia ihm gesagt, »dein Vater wäre sehr stolz auf dich gewesen.« Heron war schluchzend zusammengebrochen und hatte sich an ihrer Schulter ausgeweint. Er hatte sein Leben lang versucht, dem Vorbild seines Vaters gerecht zu werden, und insgeheim hoffte Venetia, dass er nun endlich lernen würde, auf eigenen Füßen zu stehen und ein selbstständiges Leben zu führen.

Sie zog die Vorhänge zu und begann, sich auszuziehen, faltete den schwarzen Sack zusammen und legte ihn über eine Stuhllehne. Es hatte keinen Sinn, ihn in den Schrank zurückzuhängen, denn sie hatte nicht die Absicht, ihn in diesem Leben noch einmal zu tragen. Die Schuhe wanderten in den Müll. Plötzlich war ihre Müdigkeit wie weggeblasen. Sie streifte Hawks Morgenmantel über. Der schwache Duft von Acqua di Parma, dem Eau de Cologne, das er stets getragen hatte, haftete noch an dem Stoff. Sie ging hinunter in die Küche, holte eine Flasche Wein aus dem Kühlschrank und schenkte sich ein Glas ein. Es wurde langsam dunkel, und erste Sterne besäten den Abendhimmel. Sie erhob das Glas, trank in stillem, liebevollem Gedenken auf ihren toten Mann und gelobte feierlich, ihr Leben noch einmal ganz neu zu beginnen.

2. KAPITEL

Heron kam am nächsten Morgen früher als erwartet; offenbar wollte er etwas Dringendes loswerden.

»Ich besorge dir eine Betreuerin und Haushälterin«, verkündete er, wobei sein Tonfall keinen Zweifel daran ließ, dass seine Mutter sich darüber gefälligst zu freuen hatte. Venetia war entsetzt.

»Ich will keine Betreuerin-Schrägstrich-Haushälterin! Ich komme sehr gut allein zurecht.«

Heron seufzte. »Mutter, du kannst dieses Riesenhaus unmöglich allein bewirtschaften. Was, wenn du hinfällst?«

»Ich bin topfit und gesund. Warum in drei Teufels Namen sollte ich hinfallen? Ich bin doch kein Kleinkind!«

»Eben! Du bist eine alte Dame, die jemanden braucht, der ihr im Haushalt ein wenig zur Hand geht und sie bei Ausflügen begleitet – Theater- und Kinobesuche und dergleichen ...« Er verstummte.

Das Wort »alt« brannte wie eine Nessel.

»Himmel, Heron! Du klingst wie eine dieser Jobanzeigen für Hausangestellte in *The Lady*. Ich brauche keine Hilfe, und Leute, die mich zu Theater- oder Kinobesuchen und dergleichen begleiten, habe ich bereits. Man nennt sie Freunde!«

Heron errötete leicht. »Es ist völlig verständlich, dass du deine Unabhängigkeit bewahren willst, aber das ist doch

immer noch besser, als in irgendein grauenhaftes Altenheim zu ziehen.«

Venetia lachte ungläubig und wollte ihrem Sohn eben die Meinung sagen, als Kite atemlos zur Tür hereingestürzt kam. Er hatte im Garten nach reifen Erdbeeren gesucht, und wie die roten Flecken an seinen Fingern verrieten, war er fündig geworden.

»Hat Dad dir gesagt, dass er dir eine Granny-Nanny besorgen will?«

Einen Moment lang herrschte betretenes Schweigen.

»Das habe ich überhaupt nicht gesagt!«, widersprach Heron hastig. »Ich habe gesagt, dass wir Nisha jemanden besorgen, der ...« Er suchte nach einer möglichst versöhnlichen Formulierung und entschied sich schließlich für: »der ihr hilft, Sachen zu erledigen ... und so.«

»Also, Mum hat eindeutig gesagt, dass ihr Nisha eine Granny-Nanny besorgen wollt. Das weiß ich noch genau, weil ich nicht wusste, dass auch Grannys Nannys haben.«

»Haben sie ja auch nicht«, gab Venetia spitz zurück.

»Ich habe ein paar Erdbeeren gefunden«, verkündete Kite. »Hat Dad dir erzählt, dass Mum und er nach Frankreich gehen und ich nach den großen Ferien auf ein Internat komme?«

»Bis jetzt nicht. Aber das hatte er bestimmt gerade vor.«

Venetia sah Heron an und zog abwartend die Augenbrauen hoch. »Möchte jemand Tee?«

Kite strahlte übers ganze Gesicht. »Ja bitte. Hast du auch Tote-Fliegen-Kekse?«

Venetia lächelte. »Ich glaube, es sind noch welche in der

Speisekammer. Sieh doch mal nach, ich setze derweil Wasser auf. Und dann kann mir dein Vater alles über seine Fahnenflucht nach Frankreich erzählen.«

Als sie am Tisch saßen, tunkte Kite Garibaldi-Kekse in seinen Becher, und Venetia sah ihrem Tee beim Kaltwerden zu, während Heron ihr erklärte, dass Monica und er eine neue Dependance in Südfrankreich eröffneten und mindestens anderthalb Jahre vor Ort sein müssten, um dafür zu sorgen, dass alles nach Plan lief. Sie betrieben einen lukrativen Handel mit Ferienimmobilien – Monica war für den Verkauf zuständig und Heron für den Liegenschaftstransfer.

»Mir ist klar, dass der Zeitpunkt nicht eben ideal ist, so kurz nach ...« Heron brachte den Satz nicht zu Ende, hielt mitten im Satz inne, weil ihm die Worte »Dad« und »Tod« nicht über die Lippen wollten.

Kite versuchte, den halben Keks in seinem Tee mit dem Finger herauszufischen. Venetia reichte ihm einen Teelöffel.

Heron hatte sich gesammelt und fuhr fort.

»Aber es lässt sich leider nicht ändern. Wir müssen spätestens Anfang September in Frankreich sein, und bis dahin möchte ich alles geregelt und dich in guten Händen wissen.«

Venetia hatte nicht übel Lust, ihn daran zu erinnern, dass in ihrer Beziehung sie die Mutter war und er das Kind – und sie weder alt noch gebrechlich genug, als dass dies einen Rollentausch gerechtfertigt hätte. Immerhin war sein Motiv jetzt sonnenklar. Die Anstellung eines Hybriden aus Betreuerin und Haushälterin würde es ihm ermöglichen, sich reinen Gewissens nach Frankreich abzusetzen, da er

trotz seiner physischen Abwesenheit seinen Pflichten als Sohn nachgekommen war.

»Und du, Kite? Freust du dich schon aufs Internat?«

Kite zuckte mit den Schultern.

»Und wie! Das wird ein Riesenspaß!«

Heron gab keiner bloßen Hoffnung Ausdruck, sondern stellte eine Tatsache fest, und Venetia hatte nicht den geringsten Zweifel, dass er das auch wirklich glaubte. Heron selbst war mit elf aufs Internat gekommen (gegen Venetias Willen, doch ihr Mann und ihr Sohn hatten sie überstimmt) und dort regelrecht aufgeblüht. In den engen Grenzen von Routine und Konformität hatte er, genau wie Hawk vor ihm, Trost und Selbstvertrauen gefunden. Er hatte die Kameradschaft in den Cricket- und Rugbyteams genossen, das Raufen und Balgen in den Schlafsälen, die Prahlerei und Leidenschaft im Debattierklub und das Gefühl von Stolz und Erfolg bei Preisverleihungen. Seine Schulzeit hatte ihn als Person eher bestätigt denn geformt. Er hatte dazugehört. Doch Kite war anders – in vielerlei Hinsicht. Venetia hatte Angst, dass zu viele Regeln und Erwartungen einem Jungen, dessen Charakter noch nicht gefestigt war, womöglich Schmerzen und Verletzungen zufügten und es ihm so schwer machten, seinen Platz in der Welt zu finden.

»Er muss nicht unbedingt ins Internat«, erbot sich Venetia. »Er könnte hier bei mir wohnen und weiter ganz normal zur Schule gehen.« Ein Schimmer der Hoffnung blitzte in Kites Augen auf, den sein Vater jedoch sofort wieder zunichtemachte.

»Unsinn! Das wird ihm guttun!«, entgegnete Heron mit

jener nervtötenden Fröhlichkeit, mit der Eltern widerspenstige Kinder für sich zu gewinnen suchen.

Kite schwieg, doch Venetia sah ihm an, dass er nicht überzeugt war. Sie wollte für ihn in die Bresche springen und darauf bestehen, dass er bei ihr blieb, solange Monica und Heron in Frankreich weilten, doch sie waren seine Eltern, und Venetia konnte zwar ihre Meinung kundtun, aber nur sie hatten das Recht, Entscheidungen für ihr Kind zu treffen. Da fiel ihr etwas ein, womit sie Kite vielleicht zum Lächeln bringen konnte.

»Was hältst du davon, wenn wir Grandpas Schachspiel holen gehen?«, sagte sie. »Es gehört ja jetzt dir.«

Heron hatte in der Stadt ein paar »Besorgungen« zu machen, die sich ohne seinen Sohn rascher erledigen ließen, und so verabschiedete er sich und überließ den glückstrahlenden Kite der Obhut seiner geliebten Großmutter. Das Schachspiel befand sich in Hawks Arbeitszimmer, einem kleinen, mit Büchern vollgestopften Raum, der von der quadratischen Eingangshalle des Hauses abging. Venetia öffnete die Tür, und sie und Kite hielten einen Moment in andächtigem Schweigen inne, bevor sie über die Schwelle traten. In diesem Zimmer war Hawk gestorben, im Sessel dösend, nachdem er zu Mittag einen Käsetoast gegessen hatte, gefolgt von einem kleinen Whisky Soda. Die *Times* hatte ausgebreitet auf seinen Knien gelegen, als Venetia ihn gefunden hatte – das Kreuzworträtsel fast vollständig ausgefüllt in seiner souveränen schwarzen Schrift. Sein Füllfederhalter war ihm aus den Fingern gerutscht und hatte einen Tintenleck auf dem Teppich hinterlassen. Die einzige

ungelöste Aufgabe 5 senkrecht – »Endspiel«, zehn Buchstaben. Das waren die banalen Umstände von Hawks Ableben. Noch am selben Abend, vor dem Zubettgehen, hatte Venetia das gesuchte Wort für ihn ins Kreuzworträtsel eingetragen: »Schachmatt«.

»Es riecht immer noch nach Grandpa«, flüsterte Kite. Venetia zog die halb zugezogenen Vorhänge auf, um die Sonne hereinzulassen. Staubkörner tanzten glitzernd in der muffigen Luft. Der Ledersessel ihres Mannes trug noch immer die Spuren seiner Anwesenheit; ein Abdruck im Polster, wo er so viele Stunden gesessen hatte, und blank polierte Flecken an den Lehnen, auf denen seine Arme geruht hatten. Hier hatte der kleine Kite auf dem Schoß seines Großvaters gesessen und den Abenteuern von Beatrix Potters Peter Hase und den Heldentaten von Richmal Cromptons Just William gelauscht. Das Schachspiel befand sich in einer kleinen Holzkiste, die auf Hawks zerschrammtem Mahagonischreibtisch stand. Es war ein Reiseschach aus den Dreißigerjahren, das ursprünglich Hawks Vater gehört hatte. Die Figuren waren aus kirschrotem und toffeegelbem Bakelit, und Kite hatte schon mit ihnen gespielt, als er die Regeln noch gar nicht kannte. Als er acht gewesen war, hatte ihm sein Großvater die Grundlagen beigebracht, und seitdem war Kite regelrecht süchtig. Venetia überreichte ihm die Kiste, und er drückte sie an seine Brust.

»Aber mit wem soll ich denn jetzt spielen?«, fragte er, und plötzlich füllten seine Augen sich mit Tränen.

»Vielleicht mit einem deiner neuen Freunde im Internat?«, schlug Venetia vor.

»Aber was ist, wenn ich keine neuen Freunde finde?«

»Wie kommst du denn darauf?«

Schniefend rieb Kite sich mit den Handrücken die Augen.

»Ich kann das nicht so gut. Ich kenne die Spielregeln nicht. Ich weiß nicht, was ich machen muss, damit mich die Leute mögen.«

Venetia legte ihm den Arm um die Schulter. »Freunde finden ist kein Spiel wie Schach, mein Schatz. Es gibt keine Regeln, du kannst niemanden zwingen, dich zu mögen. Aber ich weiß, dass sich glücklich schätzen kann, wer dich zum Freund hat.«

»Oder als Flügelmann?«

»Auf jeden Fall! Du bist ein hervorragender Flügelmann. Und wenn du niemanden findest, der mit dir Schach spielt, dann kannst du es mir beibringen, und ich spiele mit dir. Gibt es noch etwas von Großvaters Sachen, das du gern hättest?«

»Ja«, erwiderte Kite. »Kann ich seine Fliege haben?«

Heron war gegen Mittag zurück, um seinen Sohn abzuholen und Venetia das Kondolenzbuch zu bringen, in das sich die Trauergäste eingetragen hatten.

»Ich dachte, du könntest den Leuten schreiben, die gekommen sind, und ihnen danken. Es kann vermutlich nicht schaden, wenn du etwas zu tun hast, das dich ablenkt«, sagte er, als er es ihr überreichte. Kite drückte sie fest, bedankte sich für das Schachspiel und folgte seinem Vater mit hängenden Schultern zum Wagen hinaus.

Nachmittags saß Venetia im Garten und beobachtete die Bienen, die sich in der Heckenkirsche tummelten, ihre

Pollenhöschen prall gefüllt. Ihr schwirrte buchstäblich der Kopf. Wie konnte Heron es wagen, sie einfach vor vollendete Tatsachen zu stellen? Ihre erste Sorge galt Kite. Die Aussicht, Internatsschüler zu werden, bedrückte ihn, doch sein Vater war viel zu sehr mit seinen hochfliegenden Frankreich-Plänen beschäftigt, um das zu bemerken. Kite hatte einen scharfen Verstand, ein gutes Herz und eine Handvoll Freunde, aber keine zuverlässige innere Landkarte, die ihm half, sich in der Welt zurechtzufinden. Die meiste Zeit lebte er auf seinem ganz eigenen Planeten. Immerhin würde Venetia als Ansprechpartnerin der Schule fungieren, solange seine Eltern sich im Ausland aufhielten, sodass sie notfalls persönlich intervenieren konnte. Und was die Granny-Nanny anging – was für eine bodenlose Frechheit! Heron hatte sie tatsächlich »alt« genannt. Dabei war sie mit ihren gerade einmal vierundsiebzig Jahren jünger als Cher! Sie konnte sich nicht vorstellen, dass jemand die Unverfrorenheit besaß, Cher »alt« zu nennen. Aber sie musste zugeben, dass es in gewisser Weise ihre eigene Schuld war. Sie hatte sich von ihrer Ehe vereinnahmen lassen. Am Ende war sie zu der Figur *geworden*, die sie anfangs nur gespielt hatte. Kleindarstellerin im eigenen Stück – Nebenrolle statt Regie. Ihr Sohn sah sie genauso, und deshalb traute er ihr auch nicht zu, allein zurechtzukommen. Er verstand einfach nicht, dass Unterstützung Stärke erfordert. Als unterstützende Ehefrau war *sie* der Eckpfeiler ihrer Ehe gewesen; die Stütze, die ihre Familie getragen hatte. Hawk war ein traditioneller Ehemann, der sprichwörtliche Herr im Haus gewesen, aber das hätte er ohne sie niemals geschafft.

Sie brauchte weder eine Pflegerin noch einen Anstandswauwau, aber eine Haushaltshilfe wäre vielleicht gar nicht schlecht. Es war schließlich ein großes Haus, zu groß, um es allein zu führen. Das würde nicht nur Herons Gewissen entlasten, sondern ihr obendrein mehr Zeit lassen, um neuen Interessen nachzugehen und die längst fälligen Veränderungen an ihrem Leben vorzunehmen. Sie wusste zwar noch nicht genau, welche, doch sie war sich ziemlich sicher, dass Heron sie nicht goutieren würde. Aber der war dann ja ohnehin in Frankreich. Und die Dankesbriefe an die Trauergäste konnte die Granny-Nanny schreiben.

3. KAPITEL

Liberty Bell sah zu, wie der Sarg ihrer Mutter hinter den Samtimitatvorhängen des städtischen Krematoriums verschwand, während die Edwin Hawkins Singers »Oh Happy Day« schmetterten. Einige der Kirchenfreunde ihrer Mutter sangen mit. Ein paar tanzten sogar. Die übrigen Trauergäste schauten mild lächelnd zu. Hier und da wischte sich jemand eine Träne aus den Augen, aber ihren Gesichtern nach zu urteilen, hätten sie auch einer Hochzeit statt einer Beerdigung beiwohnen können. Liberty blieb völlig unberührt von allem, was um sie herum geschah – eher Zuschauerin als Beteiligte. Sie konnte es noch immer nicht fassen, dass ihre Mutter in dieser Kiste gelegen hatte. Bernadette Bell war ein Technicolor-Tornado von einer Frau gewesen. Sie hatte ein fröhliches, bewegtes, prallvolles und prachtvolles Leben geführt. Und nicht die Absicht gehabt, sang- und klanglos abzutreten. Sie hatte sich den Bestatter ausgesucht, ihm genaue Anweisungen erteilt und die Rechnung im Voraus bezahlt. Beim Einzug ihres Sarges hatte Shirley Bassey »Get The Party Started« gesungen. Danach waren, zu Libertys Erleichterung, das etwas traditionellere »All Things Bright And Beautiful« gesungen und ein paar Gebete gesprochen worden, bevor Liberty eine würdige und liebevolle Grabrede für ihre Mutter gehalten hatte. Worauf ein Flashmob aus den Kirchenbänken »This Is Me« aus *The*

Greatest Showman angestimmt hatte – wenn auch ohne, wie von Bernadette gewünscht, Wunderkerzen zu schwenken. Das ging dem Krematorium denn doch etwas zu weit.

Draußen stand Liberty bei strahlendem Sonnenschein inmitten einer Fülle von Blumengaben, bleiern vor Trauer. Eine einsame graue Gestalt in einem Kaleidoskop von Farben. »Kein Schwarz«, hatte Bernadette angeordnet, doch weiter als Grau hatte Liberty sich von der Konvention beim besten Willen nicht entfernen können. Sie ließ sich umarmen von einer Handvoll Verwandter und von einem schier unendlichen Strom von Freunden ihrer Mutter trösten und umarmen. Sie lächelte und nickte, sagte ja, genau so eine Trauerfeier habe ihre Mutter sich gewünscht, und ja, mit dem Wetter hätten sie wirklich Glück gehabt, und ja, die Blumen seien wunderschön. Dabei hätte sie sie am liebsten allesamt zum Teufel gejagt, damit sie nach Hause gehen, literweise Gin bechern, einen Doppelzentner Chips verdrücken und sich in den Schlaf weinen konnte. Die Tränen mussten endlich fließen, doch bislang hatten sie sich hartnäckig geweigert, ebendies zu tun. Sie hatte nichts von dem unbeschwerten Geist ihrer Mutter geerbt und hoffte, der Geist des Wacholders werde ihr helfen, ihre erstarrten Gefühle zu lösen.

»Können wir dann, Schätzchen?«

Sie spürte, wie jemand sie am Ellbogen fasste, und als sie sich umdrehte, stand Evangeline, die älteste Freundin ihrer Mutter, neben ihr. Evangeline führte sie zu einer wartenden schwarzen Limousine und quetschte sich neben sie auf den Rücksitz.

Der Leichenschmaus fand in einem nahe gelegenen Pub statt, gleich um die Ecke von dem Haus, das Liberty mit ihrer Mutter bewohnt hatte. Bernadette hatte an der Theke eine beträchtliche Vorauszahlung geleistet, und so wurden zahlreiche zunehmend derbe Trinksprüche ausgebracht und auf die Verstorbene angestoßen. Liberty saß an einem Tisch in der Ecke, hielt sich an einem großen Gin Tonic fest und fühlte einen dumpfen Groll in sich aufsteigen, weil sie außerstande war, an dieser wunderbaren Feier des Lebens ihrer Mutter teilzuhaben. Evangeline kam mit einem randvollen Teller vom Büfett und setzte sich ihr gegenüber an den Tisch.

»Du musst was essen, Schätzchen. Alkohol auf leeren Magen ist ungesund«, sagte sie und nippte an einem Glas Cola mit Rum.

Liberty entschied sich für eine Sausage Roll und biss lustlos hinein.

»In der Kirche wird sie fehlen«, sagte Evangeline und nahm sich ein Käse-Gurken-Sandwich vom Teller. »Wenigstens ist sie jetzt wieder mit deinem Vater vereint.«

Die diversen Liebhaber nicht zu vergessen, die nach ihm gekommen und vor ihr gegangen waren, dachte Liberty und fragte sich, ob das im Jenseits nicht vielleicht zu Verwicklungen führte, so es denn ein Jenseits gab.

»Was hast du jetzt vor?« Evangeline riss sie aus ihren Gedanken. »Bevor sie gestorben ist, hat deine Mutter mir erzählt, dass du deinen Arbeitsplatz verloren hast. Aber das ist halb so schlimm! Und der Kerl hätte dich sowieso nicht zum Altar geführt, Mädchen! Du hast wahrhaftig Besseres

verdient.« Um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, zog Evangeline die Luft scharf durch die Zähne.

Liberty kaute mürrisch und fragte sich, wie viele Details aus ihrem Privatleben ihre Mutter sonst noch ausgeplaudert hatte.

»Du hast dich mit diesem verheirateten Mann weit unter Wert verkauft«, fuhr Evangeline fort. Sie schien ihr Thema gefunden zu haben. »Du siehst gut aus. Und bist nicht auf den Kopf gefallen. Du findest im Handumdrehen einen neuen Job und einen passenden Verehrer.« Sie prostete Liberty zu und nahm einen kräftigen Schluck aus ihrem Glas.

»Du musst nur ein bisschen lockerer werden.«

Am selben Abend saß Liberty im Garten ihrer Mutter, umgeben von Windspielen und orientalischen Laternen, nippte an ihrem x-ten Glas Gin und fragte sich, wie es sein konnte, dass sie nach sechsundvierzig Jahren irdischen Daseins so wenig vorzuweisen hatte. In diesem Alter hatte ihre Mutter bereits zahlreiche interessante Jobs innegehabt – unter anderem als Croupière in Cannes, als Kindermädchen im Haus eines berühmten britischen Schauspielers, als Chauffeurin eines Viscounts und einer Viscountess in London und als persönliche Assistentin eines Bestseller-Krimiautors. Außerdem konnte sie mehrere Liebhaber, einen Ehemann, eine Tochter, eine Anklage wegen Störung der öffentlichen Ordnung bei einer Anti-Apartheid-Demonstration sowie eine Strandhütte in Brighton für sich verbuchen. Liberty hatte diese Strandhütte geliebt, doch ihre Mutter hatte sie eines Sommers kurz entschlossen gegen

einen VW-Bus eingetauscht. Bernadette war eine wahre Bohemienne gewesen – und eine liebevolle Ehefrau und Mutter. Doch als ihr Mann, Libertys Vater, vor fünf Jahren gestorben war, hatte sie nach einer kurzen Trauerphase ihr Leben weitergelebt. Die letzten beiden Jahrzehnte ihres Lebens hatte sie als Antiquitätenhändlerin gearbeitet, war zu Messen und Auktionen im ganzen Land gereist und hatte die Sachen im Internet verkauft. Sie hatte sich strikt geweigert, sich zur Ruhe zu setzen, selbst als sie erfuhr, dass sie todkrank war. Ihrem Arzt, ihrer Tochter und ihren Freunden hatte sie trotzig geantwortet: »Ich habe vor, mein Leben zu genießen, bis ich in die Grube fahre.« Und das hatte sie denn auch getan. Mit einem Kissen im Rücken hatte sie – in ihrem seidenen Lieblingsmorgenmantel – im Bett des örtlichen Hospizes gesessen und über Kopfhörer Dolly Parton gelauscht.

Liberty leerte ihr Glas, lehnte sich in ihrem Liegestuhl zurück und beobachtete ein Taubenpaar, das sich auf der Mauer am unteren Ende des Gartens aufplusterte und putzte. Plötzlich, ohne Vorwarnung, liefen ihr Tränen über die Wangen. Das größte Talent ihrer Mutter war die Fähigkeit gewesen, das Glück zu finden. Liberty hingegen hatte nicht die leiseste Ahnung, wo sie es suchen sollte.

4. KAPITEL

Geoffrey Court warf einen Blick auf den Stapel Papier, der vor ihm auf dem Schreibtisch lag, und rückte ihn überflüssigerweise gerade. Er nahm die Brille ab, bedachte Liberty mit einem Lächeln und setzte sie dann wieder auf. Ein aufmerksamerer Beobachter hätte dies vielleicht als eine Geste des Unbehagens gedeutet, doch Liberty betrachtete diesen Termin beim Anwalt ihrer Mutter zur Eröffnung ihres Testaments als eine reine Formalität. Sie war ein Einzelkind und die nächste Angehörige, also nahm sie natürlich an, dass sie alles bekommen würde. Mr Court lockerte seine Krawatte ein wenig und räusperte sich.

»Wie Sie sicher wissen, Miss Bell, habe ich das Testament Ihrer Mutter auf deren Wunsch hin aufgesetzt und mich verpflichtet, Ihnen den Inhalt mitzuteilen, wenn die Zeit gekommen ist. Bedauerlicherweise ist es nun so weit.«

Liberty nickte ermunternd, in der Annahme, dass dies die Sache vielleicht beschleunigte. Schließlich, nach einem Moment des Innehaltens, wagte der Anwalt den Sprung.

»Leider muss ich Ihre Hoffnungen enttäuschen. Nein, nicht Hoffnungen«, verbesserte er sich hastig, »Erwartungen – das trifft es vermutlich eher.«

Nun hatte er ihre volle Aufmerksamkeit.

»Die letzten Wünsche Ihrer Mutter waren – wie soll ich

sagen? – ungewöhnlich. Es ist vielleicht am einfachsten, wenn Sie selbst einen Blick in ihr Testament werfen.«

Liberty verspürte ein unangenehmes Kribbeln, als er das fragliche Dokument über den Schreibtisch reichte. MrCourt sah, wie sie verdutzt die Stirn runzelte, kaum dass sie zu lesen begonnen hatte. Sie verstand die Bedeutung jedes einzelnen Wortes, doch zusammengenommen mutierten sie zu hanebüchenem Unsinn. Das konnte unmöglich stimmen.

»Es tut mir leid, MrCourt, aber da muss ein Irrtum vorliegen.«

»Leider nein, Miss Bell. Ihre Mutter hatte ihre Absichten unmissverständlich klargemacht.«

»Aber hier steht, dass sie mir nichts hinterlassen hat. Rein gar nichts.«

Wieder setzte MrCourt die Brille ab und legte sie auf den Schreibtisch. »Nun ja, das stimmt nicht ganz. Sie können aus Haus und Garten mitnehmen, was Sie möchten, bevor alles verkauft wird.«

Liberty traute ihren Ohren nicht. Ihre Mutter hatte sie mittellos und ohne ein Dach über dem Kopf zurückgelassen. Es war ihr völlig unbegreiflich. Und grausam noch dazu. Womit hatte sie das verdient?

»Sie kann nicht im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte gewesen sein«, protestierte Liberty, der Verzweiflung nahe.

MrCourt seufzte. »Ich glaube, wir wissen beide, dass das nicht stimmt«, erwiderte er mit sanfter Stimme.

»Und wer bekommt es dann – das Geld, das Haus, die Antiquitäten?«

Libertys Fassungslosigkeit verwandelte sich in Wut, als ihr die Tragweite des Testaments ihrer Mutter bewusst wurde.

»Das darf ich Ihnen leider nicht sagen. Ihre Mutter hat mich zum alleinigen Testamentsvollstrecker ernannt und mich angewiesen, die Identität der Begünstigten vertraulich zu behandeln.«

Liberty lehnte sich zurück und holte tief Luft. Ihr war speiübel.

»Möchten Sie ein Glas Wasser?«, erkundigte sich Mr Court.

Liberty schüttelte den Kopf. Gin pur wäre ihr lieber gewesen.

»Mir ist klar, dass das ein ziemlicher Schock für Sie ist, aber wenn Sie einen Blick auf Seite zwei werfen, werden Sie feststellen, dass Ihre Mutter in ihrem Testament durchaus Vorsorge für Sie getroffen hat.«

Liberty hob den Kopf und sah ihn misstrauisch an, dann konzentrierte sie sich auf den entsprechenden Passus. Als sie ihn gelesen hatte, war sie kein bisschen klüger als zuvor.

»Was um alles in der Welt soll das bedeuten?«

Wieder räusperte sich Mr Court. »Mrs Bell hat Ihnen etwas zu treuen Händen hinterlassen, aber zum gegenwärtigen Zeitpunkt darf ich Ihnen leider nichts Genaueres sagen.«

Liberty hatte nicht übel Lust, über den Schreibtisch zu greifen und ihn mit bloßen Händen zu würgen, um endlich ein paar Antworten aus ihm herauszuquetschen.

»Zum gegenwärtigen Zeitpunkt!«, platzte es aus ihr heraus. »Wenn nicht jetzt, wann dann? Also. Wann in drei Teufels Namen dürfen Sie mir denn verraten, was zum Henker hier gespielt wird?«

Normalerweise fluchte Liberty nicht – schon gar nicht in der Öffentlichkeit –, aber so etwas hatte sie noch nie erlebt. Mr Court quittierte ihre Ausdrucksweise mit einem Stirnrunzeln.

»Um an das Erbe Ihrer Mutter zu gelangen, müssen Sie bestimmte Bedingungen erfüllen. Ich kann Ihnen leider nicht sagen, welche das sind, bin jedoch gehalten, quasi in Stellvertretung Ihrer Mutter, zu beurteilen, ob ihre Kriterien erfüllt sind.«

Liberty hätte am liebsten laut geschrien. Anfangs war sie vor allem schockiert gewesen, doch allmählich erkannte sie die eigenwillige Handschrift ihrer Mutter hinter diesen irren Intrigen.

»Nur damit ich das richtig verstehe. Meine Mutter hat mir etwas vererbt, das an etwas anderes geknüpft ist, und Sie können mir nicht sagen, worum es sich bei diesem Etwas handelt?«

Mr Court nickte. »Genau so ist es. Außerdem soll ich Ihnen das hier geben«, fügte er hinzu und zog eine Tragetasche hinter seinem Schreibtisch hervor. Liberty riss ihm die Tasche aus der Hand, stand auf und wandte sich zum Gehen. Sie hatte die Nase gestrichen voll. Da fiel ihr etwas ein.

»Woher wollen Sie wissen, wann die Bedingungen erfüllt sind?«

Mr Court stand auf, um sie hinauszubegleiten.